

Karl Felix Wolff

# DOLOMITEN *Sagen*

**ATHESIA**



# DOLOMITEN SAGEN

Sagen und Überlieferungen, Märchen und  
Erzählungen der ladinischen und deutschen  
Dolomitenbewohner

Mit zwei Exkursen  
Berner Klause und Gardasee

Von  
Karl Felix Wolff

Unveränderter Nachdruck  
der 1989 in der Verlagsanstalt Tyrolia  
erschiedenen sechzehnten Auflage



**ATHESIA** VERLAG

Umschlagbild: Drei Zinnen  
Foto: ©Biletskiy Evgeniy – stock.adobe.com

2019 · Zwanzigste Auflage  
Alle Rechte vorbehalten  
Genehmigte Lizenzausgabe  
für Athesia-Tappeiner Verlag, Bozen  
© 1989 Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien  
Umschlaggestaltung: Athesia-Tappeiner Verlag  
Druck: Athesia Druck, Bozen  
ISBN 978-88-6839-399-1  
[www.athesia-tappeiner.com](http://www.athesia-tappeiner.com)  
[buchverlag@athesia.it](mailto:buchverlag@athesia.it)

## U r - T i e f e

Als Muttererbe durch die Adern rinnt  
mit Blut der Räter-Ahnen, still und säumend;  
der blonde Vater, jäh und überschäumend,  
die dunkle Räter-Mutter, leise träumend –  
sie streiten, wer mein Innerstes gewinnt.  
Ist's darum, daß ich so viel Sehnsucht trage?  
Mein halbes Leben webt in Lied und Sage,  
auf Kampf und Wirklichkeit mein andres sinnt.

Arthur v. Wallpach



# I n h a l t :

„Ur-Tiefe“ (Gedicht von Arthur v. Wallpach) .....	5
Vorwort zur ersten Auflage .....	11
Vorwort zur achten Auflage .....	13
Geleitwort zur neunten Auflage .....	23
Die bleichen Berge .....	31
Die Seelaus-Hütte .....	42
Das Wasserrinnen-Tal .....	45
Die Nachtigall vom Langkofel .....	48
Die Lätemar-Puppen .....	52
Das Weib des Arimannen .....	54
Von den Wilden auf dem Lätemar .....	60
Der Wintersenner im Rosengarten .....	64
Der Geist am Dopenyöle-Bach .....	68
Der Hirte vom Monte Cristallo .....	70
Die drei Geschichten vom Rosengarten	
1. Das Alpenglühen .....	73
2. König Laurin .....	74
3. Dietrichs Ausgang .....	76
Die Seiser Alm und die „Verheißene Zeit“ .....	78
Cadina .....	80
Die Salwària .....	83
Die Geschichte von der Pfanne .....	85
Das große Sehnen .....	87
Der Zöllner von Karneid .....	110
Der Farbenglanz des Karer Sees .....	113
Die Königin der Crodères .....	117
Die Kinder der Sonne	
1. Elba .....	127
2. Söreghina .....	132
3. Tjan Bolpin .....	135
Die beiden Trautgesellen .....	149
Der Wilde von Pontifes .....	159
Albolina .....	165
Eisenhand .....	176
Die Blumen von Lagorài .....	179
Die Braut des Wassermannes .....	186
Die Vergißmeinnicht-Hütte .....	195
Das Haus im wilden Walde .....	203
Der Ritter mit den Herbstzeitlosen .....	219
Die Hochzeit der Merisàna .....	242
Die Tochter des Baumes .....	246
Die Quelle des Vergessens .....	255
Das Birkenkind .....	271
Zwei Mütter .....	279
Die grüne Taube .....	291
Die Malerin von Falòria .....	301
Dòna Dìndia .....	312
Das Schloß am Abgrund .....	324
Das Mädchen von Giralba .....	345

Conturina .....	356
Das Kind im Schatten .....	358
Die letzte Delibána .....	380
Die geduldige Frau .....	424
Die gehorsame Frau .....	430
Der Mann auf der Brücke .....	435
Der Antelão und die Samblána .....	441
Die Gamína .....	446
Nachlese (Weiße Seelen — Dämmerglanz und Mittagsblau — Weiße Alpenrosen — Wilde Leute — Die verstoßene Frau — Der Faturèl — Die Siliwéna und das Erdbeben — Das Opiterginische Epos) .....	448

## Das Reich der Fanes

1. Die Landschaft und ihre Wunder .....	453
2. Das Festspiel der Ladiner .....	462
3. Die Erzählungen vom Reich der Fànes	
Der rote Berg .....	469
Das geheime Bündnis .....	479
Die Zwillingstöchter .....	481
Spina de Mul .....	483
Die Auróna .....	487
Der Adlerprinz .....	489
Der Silber-See .....	490
Die Waffen und Trompeten .....	492
Die Kriegerin .....	493
Der Tag von Fiàmes .....	494
Auf dem dunklen Migòyn .....	500
Ey de Nét und Dolasilla .....	505
Die Verblendung .....	506
In höchster Not .....	509
Einschaltung (ladinischer Text) .....	511
Der Elfenspruch .....	513
Die dreizehn Pfeile .....	515
Die Verfärbung .....	516
Die Schlacht auf Prelondyà .....	518
Die Königin der Fànes .....	520
Der falsche König .....	522
Luyànta .....	523
In den hohlen Bergen .....	525
Die Erneuerung .....	527
Auf der Insel der Einarmigen .....	529
Der letzte Beschluß .....	533
Die letzte Schlacht .....	535
Abend auf der Walstatt .....	536
Vor der blauen Fànis-Flamme .....	538
Das Waffenspiel von Contrín .....	540
Das Licht der Toten .....	544
Der Letzte der Latrónes .....	546
Der Untergang und die Verheißung .....	549
Nachwort .....	551
Schlußbemerkung .....	551

## Erster Exkurs: Die Berner Klause

1. Land und Leute .....	555
2. Geschichtliche Angaben .....	558
3. Der Sagenkreis	
Dietrichs letzter Ritt .....	564
Die Geschichte von den Silberlingen .....	566
Die Geschichte von dem, der an den Wänden hinauf konnte .....	569
Die Geschichte von der Jungfrau Lidána .....	570

## Zweiter Exkurs: Der Gardasee

Der See und seine Geister .....	577
Ozeanische Gespenster .....	599
Der junge Fischer .....	604
Der alte Schmuggler .....	606
Die Mohnblumen-Mädchen .....	609
Das Goldband .....	614

## Nachträge

Frau Goldenschön .....	633
Die zur Fahne wollten .....	661
Erlkönig .....	669
Der Rosenzauber .....	687
Der Schatz am Goldegg .....	724
Die Völkerhochzeit .....	754
Der Eisack-Schnigg .....	756
Der Vertreiber-König .....	776
Das Einrücken .....	780
Die Begnadigung .....	783
Der König und sein Feind .....	790
Der Streit um Tizians Abstammung .....	799
Die Sängerin von Karneid .....	804
Mutterrecht und Vaterrecht .....	819
Vom Herbst im Etschland .....	830
Ergänzungen .....	833

## Für wissenschaftliche Benützer dieses Buches

welche die fremden Namen und Wörter linguistischen Arbeiten einfügen möchten, sei bemerkt, daß sich ein Teil dieser Namen und Wörter nicht dafür eignet, und zwar deshalb, weil sie entweder nur ein einziges Mal gehört wurden oder weil sie von mangelhaft unterrichteten Personen oder von solchen stammen, die selbst zugaben, daß sie ihrer Sache nicht sicher seien, oder weil die Form wegen unvollständiger Artikulation (wie sie zuweilen bei alten Leuten vorkommt) nicht klar erfaßt werden konnte oder weil die Erzähler sich widersprachen, was besonders häufig bei den Namen vorkam. Diese auszuschheidenden Namen und Wörter sind folgende:

Comèles, Dina, Elyònda, Gamína, Gárdis, godàra, Górho, Ilda, Jendsàna, Lapónis, Larghidàn, Layadüra, Lidána, Lìdis, Lóndo, Loogut, Lyubán, Macài de Marcòra, Odòlghes, Paghínis, Peleghétes, Pelendróns, Pélna, Salòy, Siliwéna, Yarínes. — Comèles hat sich inzwischen als romanisch erwiesen: columnelles „kleine Säulen“, nach der Gestaltung der Felsen.

„Mörkyes del Fursíl“, sagte ein Buchensteiner, der lange in Fassa gelebt hatte und allerhand Kenntnisse besaß. Ich vermute, daß er jene Bezeichnung willkürlich geprägt habe, weil es in Buchenstein das Wort „mòrkye“ (Zwerg) nicht gibt; in Fassa hingegen ist es allgemein bekannt. In Enneberg nennt man „mòrko“ einen schwachen, armseligen Menschen.

# Die bleichen Berge

(Lis montes pàlyes)

„Aus alten, grauen Zeiten  
steigt eine Mär herauf;  
sie spricht von ‚bleichen Bergen‘,  
von Königen und Zwergen  
und von des Schicksals Lauf.“

F. W. Brand \*

Es war einmal ein Königssohn; im südlichen Alpengebiete lag seines Vaters Reich. Da gab es grüne Weiden und schattige Wälder und steile Berge mit schwarzen Felsen. Die Einwohner lebten als Jäger und Hirten und priesen ihre Heimat und schätzten sich glücklich. Nur einer war mit sich und der Welt nicht zufrieden — der Königssohn. Es quälte ihn nämlich ein Wunsch, den ihm niemand erfüllen konnte: Er wollte den Mond besuchen. Alle weisen Leute im ganzen Reiche hatte er schon gefragt, was er machen solle, um auf den Mond zu gelangen, aber niemand wußte Rat. Darob war der Königssohn mißmutig und traurig. Vergeblich suchten ihn seine Gefährten zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen: Er sprach und träumte immer nur vom Monde. In der Vollmondzeit wurde er stets ganz trübsinnig; er wandelte vom Abend bis zum Morgen ruhelos auf den Felsen und Wiesen umher und starrte beständig zum Mond empor. Die erfahrensten Ärzte kamen an den Hof, doch vermochte keiner die seltsame Krankheit des Prinzen zu heilen. Und sie nahm an Heftigkeit immer mehr zu.

Eines Tages hatte sich der Prinz auf der Jagd von seinen Begleitern getrennt und im Walde verirrt. Als es Abend wurde und die Sonne unterging, befand er sich in einem einsamen, mit blühenden Alpenrosen bewachsenen Hochtale, das auf drei Seiten von schroffen Graten und gewaltigen Felsstürmen umsäumt war. Hier beschloß der Königssohn die Nacht zu verbringen, denn er konnte nicht mehr hoffen, noch an diesem Tage seine Jagdgefährten wieder anzutreffen. Er legte sich also auf den Rasen zwischen die Alpenrosenbüsche und schaute nachdenklich in die Ferne zu den roten Wolken am Abendhimmel und zu den verglimmenden Gipfeln der Berge. Weil er aber sehr müde war, so schlief er bald ein. Da hatte er einen merkwürdigen Traum: Er stand auf einer mit seltsamen Blüten übersäten Wiese und sprach mit einem wunderschönen fremden Mädchen, das er nicht kannte und nie gesehen hatte; ringsum

---

\* F. W. B r a n d, Schriftsteller aus Berlin, derzeit in Bozen ansässig, hat im Jahre 1949 obige Erzählung als Ballade und als Hörspiel bearbeitet.

war alles weiß, so weit der Prinz schauen konnte; er aber hielt einige rote Alpenrosen in der Hand und reichte sie der schönen Fremden. Sie nahm die Blumen lächelnd an, fragte ihn, wie es in seinem Heimatlande aussehe und erzählte schließlich, daß sie die Tochter des Mondkönigs sei. Bei diesen Worten fühlte der Königsson eine unbeschreibliche Freude und erwachte.

Mitternacht mußte schon vorbei sein: Der Mond stand hoch, und sein silbernes Licht flutete in die öden Kare und um die zackigen Felsen des einsamen Hochtales. Der Prinz blickte empor, und seine Freude verwandelte sich in tiefes Weh. Die gewöhnliche Sehnsucht erfaßte ihn, und lange hing er schweigend seinen trüben Gedanken nach. Endlich zog ein Windhauch säuselnd durch die Alpenrosen; da dachte der Königsson, wie es wäre, wenn er wirklich jener Mondprinzessin begegnete; so fing er denn an, die schönsten Alpenrosen abzupflücken und einen Strauß zusammenzusetzen. Damit war er lange beschäftigt. Auf einmal schien es ihm, als habe er oben in den Felswänden sprechen gehört; er horchte — aber es herrschte lautlose Stille, nur in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Der Prinz pflückte wieder Blumen. Doch zum zweiten Male vernahm er Worte und diesmal ganz deutlich. Der Schall kam von dem höchsten Felsturme herab, und die Spitze dieses Turmes war in eine dichte, weiße Wolke gehüllt. Dort oben müssen Bergunholde hausen, dachte der Königsson und faßte den Knauf seines Schwertes. Ohne den Alpenrosenstrauß wegzulegen, schritt er langsam gegen den Turm zu, ging um den Fuß der Wände herum und begann auf der weniger schroffen Rückseite unschwer emporzusteigen. Das Sprechen wurde immer deutlicher, doch ließen sich die Worte noch nicht verstehen. Bald geriet der Königsson in die Wolke hinein; das Mondlicht drang nicht mehr durch, und er tastete sich nur noch so vorwärts. Endlich stieß er an etwas Hartes; da ging eine Tür auf, und der Prinz stand vor einem hellerleuchteten, kleinen Raum, in dem zwei meeralte Männer saßen. Diese fuhren erschreckt empor. Er jedoch beruhigte sie, indem er sich entschuldigte und sagte, er sei ein Jäger, der sich in der Bergwildnis verirrt habe. Auf diese Worte hin gingen ihm die beiden entgegen, hießen ihn eintreten und waren sehr freundlich mit ihm. Man redete dies und das, und der Prinz fragte die beiden, ob sie Bergesalte seien. Allein die Alten erwiderten, sie seien Mondbewohner, hätten eine große Reise im Weltenraum gemacht und gedächten soeben in ihre Heimat zurückzukehren. Als der Königsson das hörte, wurde er ganz blaß vor Erregung und erzählte den beiden, daß er schon seit Jahren den brennenden Wunsch hege, eine Mondreise machen zu können. Die Alten lachten und meinten, wenn er bei ihnen bleiben wolle,

hätten sie nichts dagegen, die Reise werde sofort beginnen. Darob war nun der Prinz über alle Maßen froh und dankte den guten Alten in den überschwenglichsten Worten. Inzwischen hatte sich die Wolke von der Felszinne gelöst und begann mit rasch wachsender Geschwindigkeit gegen den Mond emporzuschweben. Während der langen Reise erzählte der Prinz den zwei Alten allerlei aus dem Reiche seines Vaters, und sie hinwieder teilten ihm mit, wie es auf dem Monde aussehe und wie man dort lebe. So meinten sie unter anderem, ein Erdbewohner könnte es nicht lange auf dem Monde aushalten, denn da sei alles weiß, das Flachland und die Berge, die Pflanzen und die Städte — alles erstrahle in silbernem Scheine, und ein Erdbewohner müßte mit der Zeit von dem blendenden Schein erblinden. Aber auch ein Mondbewohner seinerseits dürfe nicht lange auf der Erde weilen, denn die dunkle Farbe der Wälder und Felsen mache ihn trübsinnig, und wenn er nicht bald wieder auf den Mond zurückkehren könne, würde er in verzehrender Sehnsucht nach den weißen Gefilden seines Heimatlandes dahinsterven.

Mit solchen Gesprächen und Betrachtungen vertrieben sich die drei Mondreisenden die Zeit. Endlich ließ sich die Wolke, in der sie saßen, auf einem Mondberge nieder und stand still: Der erste Teil der Reise war beendet; es hieß nun zu Fuße weitergehen. Die zwei Alten bedeuteten dem Prinzen, daß sie sich westwärts wenden müßten, und rieten ihm, nach Osten zu wandern, alsdann werde er bald die Hauptstadt erreichen. Der Prinz nahm also Abschied und ging in östlicher Richtung bergab. Das Land ringsum war weiß, und dazu trugen vor allem die kleinen weißen Blumen bei, welche in unabsehbarer Menge die Mondoberfläche bedeckten. Aber auch der stellenweise kahle Boden zeigte sich weiß, und selbst die sonndurchglühten Felswände der Berge waren von mattglänzender heller Farbe. Es dauerte nicht lange, so erblickte der Königssohn die Häuser und die Turmspitzen der Hauptstadt. Alle diese Gebäude aber bestanden vom Grund bis zu den Zinnen aus weißem Marmor. Mit beschleunigten Schritten eilte der Prinz dieser weißen Pracht entgegen, bis er von einem quer über den Weg laufenden Zaun aufgehalten wurde. Der Zaun war mit großer Kunstfertigkeit aus blinkendem Metall hergestellt, und die Stäbe trugen gar seltsame Verzierungen. Hinter dem Zaune arbeitete ein Gärtner. Als dieser den Fremden bemerkte, kam er langsam näher, grüßte und erkundigte sich ganz verwundert nach der Herkunft der roten Blüten, welche der Prinz in der Hand hielt; es waren die Alpenrosen, die er nachts gepflückt hatte. Der Prinz versetzte, er komme von der Erde, und die roten Blüten seien dort gewachsen. Nun erzählte der Gärtner, daß in dem Schlosse, welches sich weiter rückwärts erhob.

der Mondkönig und seine Tochter wohnten; die Prinzessin finde großen Gefallen an schönen und seltenen Blumen und werde den Fremden gewiß reichlich belohnen, wenn er ihr den roten Strauß überlassen wolle. Der Prinz lachte und meinte, er schenke seine Alpenrosen mit Freuden der Prinzessin, aber irgendwelche Belohnung verlange er nicht, denn er sei ein Königssohn. Auf das hin riß der Gärtner betroffen die Gittertür auf und ersuchte den Fremden, in den Garten einzutreten. Dann rannte er in das Schloß hinein. Über eine kleine Weile kehrte er atemlos wieder zurück und bat den Prinzen, sich mit ihm ins Schloß zu begeben. Der Königssohn folgte seinem Führer durch zahlreiche Vorhallen und Gänge, wobei er staunend die alabasterweißen Wandflächen betrachtete und die blanken Waffen, welche daran hingen.

In einem großen, lichterfüllten Saale wurde der Prinz von dem Mondkönig und dessen Tochter empfangen und auf das freundlichste willkommen geheißen. Der Mondkönig war ein sehr alter Mann mit langem, silberhellem Barte; in der Prinzessin aber erkannte der Königssohn jenes wunderschöne Mädchen wieder, welches er nachts im Traume erblickt hatte. Sie nahm die Alpenrosen dankend entgegen, pries ihre herrliche Farbe und fragte den Prinzen, ob es in seiner Heimat viele solche Blumen gebe, was für Leute dort wohnten und wie groß das Reich seines Vaters sei. Erst nach einer längeren Unterredung trennte man sich, und der Mondkönig sagte zu dem Prinzen, daß er ihn als seinen Gast betrachte.

Der Prinz wohnte nun längere Zeit im Königsschlosse, machte weite Wanderungen in die Umgebung und lernte die Mondlandschaft, zu der er so oft sehnsuchtsvoll emporgeschaut hatte, genau kennen. Nach einigen Wochen fragte der Mondkönig bei der Mittagstafel seinen fremden Gast, wie es diesem auf dem Monde gefalle. Der Prinz erwiderte, die weißleuchtende Mondlandschaft sei die schönste, welche er je gesehen habe, aber ihr ungewohnter Glanz greife seine Augen an, und er fürchte zu erblinden, wenn er nicht bald wieder in seine Heimat zurückkehre. Da warf die Prinzessin ein, sie könne die Befürchtungen des Erdenprinzen nicht teilen, denn mit der Zeit werde er sich wohl an den Glanz der Mondlandschaft gewöhnen. Aber ein alter Hofgelehrter erlaubte sich's, der Prinzessin zu widersprechen, indem er bemerkte, es sei für einen Erdbewohner wirklich nicht ratsam, allzu lange auf dem Monde zu verweilen. Die Prinzessin sagte darauf nichts mehr.

Als der Königssohn sich dazumal auf der Jagd verirrt hatte, suchten ihn seine Begleiter allerorten, in den finsternen Wäldern und auf den unwegsamen Felsen, vermochten ihn jedoch trotz tagelanger Bemühungen nicht aufzufinden. Es blieb ihnen also nichts übrig, als ins königliche Schloß zurückzukehren und zu berichten, was geschehen war. Der alte König aber schickte sie fort und erklärte ihnen, sie dürften ihm ohne seinen Sohn nicht mehr vor die Augen kommen. Gleichzeitig ward im ganzen Reiche bekanntgemacht, daß jeder, der irgend etwas über den Verbleib des Prinzen angeben könne, eine hohe Belohnung zu erwarten habe. Allein es half nichts: Niemand wußte etwas, und der Prinz blieb nach wie vor verschollen. Schon glaubte man allgemein, er müsse zur Nachtzeit im Gebirge den Tod gefunden haben, als plötzlich die Kunde durch das Land eilte, der Prinz sei wieder zurückgekommen und habe die Tochter des Mondkönigs als seine Gemahlin heimgeführt. Da freuten sich die schlichten Alpenleute und zogen in hellen Scharen zum Königsschlosse, um womöglich die Kronprinzessin zu Gesichte zu bekommen, denn sie konnten sich nicht vorstellen, wie so eine Mondbewohnerin wohl aussehen möge. Sie unterschied sich aber nur dadurch von den irdischen Frauen, daß ein lichter Glanz von ihr auszugehen schien und daß auf der Wiese jeder Baumschatten verschwand, sobald sie ihn betrat. Sehr erstaunt waren die Leute über die weiße Blume, welche auf dem Monde überall wächst und welche die Prinzessin mitgebracht hatte; diese Blume verbreitete sich im Laufe der Zeit über die ganzen Alpen, und noch heutigen Tages grüßen ihre hellen Sterne von den Felswänden der Hochgipfel; man gab dieser Blume den Namen Edelweiß.

Die Prinzessin ihrerseits äußerte sich entzückt über die farbengeschmückten Wiesen und Weidegefilde der Alpen und wurde nicht müde, die bunten Blütenkelche und den grünen Rasen zu bewundern. Gefallen fand sie auch an den blauen Bergseen, und immer wieder pries sie die Mannigfaltigkeit der Erdoberfläche im Vergleiche zu der einförmigen Mondlandschaft, wo alles weiß in weiß spielt. Den Prinzen überkam eine stolze Befriedigung, als er sah, daß sich die Mondtochter in seinem Heimatlande so wohl fühlte, und es machte ihm besonderes Vergnügen, sie in allen Tälern des Reiches herumzuführen und ihr die verschiedenen Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend zu zeigen. Die beiden waren dabei froh und meinten, daß es auch so bleiben würde.

Als aber der Königssohn eines Abends spät von der Jagd heimkehrte, da gewahrte er seine Gemahlin, wie sie auf dem Söller stand und traumverloren zur Mondsichel emporblickte. Dies kam ihm seltsam vor. Er kam leise näher, überraschte die Träumerin und fragte, warum sie so ge-

dankenvoll den Mond betrachte. Sie lächelte verlegen und schwieg, aber auf weiteres Befragen gestand sie zu, daß sie seit einiger Zeit eine tiefe Sehnsucht nach den weißen Mondgefilde empfinde; die Wiesen und Talgründe der Alpen seien zwar sehr schön, aber das Gewirre von finsternen Berggipfeln, die sich gleich den schwarzen Fäusten riesenhafter Unholde drohend gegen den Himmel reckten, gebe der Landschaft einen düsteren Abschluß, und dieser Anblick laste mit der Zeit wie ein schwerer Kummer auf der Seele.

„Hoch in silberblauen Lüften  
steht mein süßer Sichelmond.“ \*

Der Prinz erschrak, als er diese Klage hörte, denn augenblicklich mußte er daran denken, was ihm jene zwei Alten gesagt hatten, mit denen er zum Monde aufgefahren war, daß nämlich ein Mondbewohner auf der Erde bald die weiße Pracht seiner Heimat vermissen und, von Lichtsehnsucht ergriffen, dahinsterben würde. Vorderhand war nun freilich zu ernster Besorgnis kein Anlaß, und der Prinz hoffte, er könne seine Gemahlin durch Zerstreuung und Lustbarkeit von ihrem gefährlichen Heimweh befreien; aber er täuschte sich, denn der Zustand wurde nach und nach bedenklich. Genauso, wie es der Prinz vor seiner Mondreise getan hatte, starrte sie jetzt stundenlang den Mond an, und sie wurde endlich so blaß und schwach, daß man für ihr Leben fürchten mußte. Immer aber jammerte sie über die schwarzen Felshäupter, die so unheimlich herunterdrohten, als ob sie die Täler verfinstern wollten. Und wie dem Prinzen dazumal niemand helfen konnte, so wußte auch jetzt für seine Gemahlin niemand Rat und Rettung. Das Leiden der Prinzessin wurde inzwischen zusehends schwerer, und der Ausspruch jener zwei alten Mondbewohner schien sich furchtbar zu bewahrheiten. Der Prinz war in Verzweiflung, seine Umgebung ratlos.

Als der Mondkönig erfuhr, daß seine Tochter in Lebensgefahr schwebte, da verließ er den Mond und begab sich auf die Erde, um seinen Schwiegersohn zu besuchen. Dieser erzählte ihm von dem schrecklichen Heimweh der Prinzessin, das mehr und mehr gewachsen sei und sie nun zu töten drohe. Da erklärte der Mondkönig, er lasse seine Tochter nicht sterben und werde sie deshalb wieder auf den Mond zurückführen, wenn der Prinz mitkommen wolle, so sei er freundlich eingeladen, wenn er aber auf der Erde bleiben müsse, so bedauere der Mondkönig dies sehr, könne jedoch seinen Entschluß, die Prinzessin wieder in ihre Heimat zu bringen, nicht aufgeben.

Nun bestürmte man den Prinzen von allen Seiten mit der Bitte, er

---

\* Natalie Beer, aus: „Frühlicht“, Dornbirn 1934, S. 15.

möge an das Reich denken, über welches er zu herrschen bestimmt sei, er solle in den heimatlichen Bergen bleiben und auf seine Gemahlin verzichten; man pries die große Zukunft, die er vor sich habe, man riet ihm, einen Zug nach dem schönen Süden zu unternehmen — allein der Prinz hörte auf keine dieser Reden, sondern ging mit seinem Schwiegervater und seiner todkranken Gemahlin auf den Mond.

Hier erholte sich diese überaus schnell, doch ehe sie vollkommen genesen war, erkannte der Prinz mit Schrecken, daß er von Tag zu Tag weniger sah und daß er binnen kurzem erblinden würde. Da riet ihm der alte Mondkönig selbst, den Mond zu verlassen, bevor es zu spät sei. Der Prinz sträubte sich, als aber die Gefahr immer dringender wurde, riß er sich endlich los und kehrte tieftraurig auf die Erde zurück.

Nun überfiel ihn seine Mondsehnsucht heftiger denn je: Zur Vollmondzeit war er überhaupt nicht mehr im Schlosse zu sehen, sondern irrte ruhelos auf den Bergen umher; tagsüber schlief er in Felshöhlen und unter Bäumen, nachts bestieg er hochragende Spitzen und schaute unverwandt zum Monde hinauf. Wenn dann Neumond eintrat und der Prinz wieder zurückkam, da war er kaum mehr zu erkennen. Endlich verdroß es ihn ganz, unter Menschen zu gehen; er stieg nicht mehr in die Täler hinab und verwilderte vollständig. Unaufhaltsam durchquerte er die großen Wälder und Felseinöden des Reiches, besuchte jedes Kar und klonn auf jeden Gipfel. Aber nirgends fand er Trost und Frieden.

Wochen waren schon vergangen, seitdem der Königssohn zum letztenmal einen Menschen gesehen und zum letztenmal ein Wort gesprochen hatte. Da wurde er gegen Abend in einem geröllbesäten Talschluß vom Gewitter überrascht und mußte in eine Höhle flüchten. In dieser traf er einen seltsamen kleinen Mann, kaum drei Schuh hoch, aber mit langem Bart und ernstem Gesicht und einer goldenen Krone auf dem Haupt. Der Prinz sprach das Männchen an und erkannte bald, daß er einen Leidensgefährten gefunden hatte; denn was der kleine Mann mit der goldenen Krone von seinem Schicksal erzählte, das klang gar hart und traurig. Der kleine Mann war nämlich der König der Salwáns\*. Seit unvordenklichen Zeiten bewohnten diese ein schönes Reich im fernen Osten. Als das Reich seine größte Blüte erreicht hatte und so viel Einwohner zählte wie eine große Waldung Blätter, da machte fremdes Kriegsvolk einen feindlichen Einfall, verwüstete alles mit Feuer und Schwert und tötete in langen Kämpfen so viele von den Salwáns, daß die Überlebenden endlich aus ihrem Heimatlande flüchten mußten. Nun zog

---

\* Ladinisch: bedeutet Höhlenbewohner, Waldmenschen, Zwerge.

der König mit dem Reste seines Volkes von einem Nachbarreich ins andere und bat, man möge ihm einen Berg oder einen Sumpf oder sonst irgendein Stück Land überlassen, damit seine Leute sich darauf ansiedeln könnten. Aber kein Fürst wollte davon etwas hören, überall wurden die Salwáns mit Hohn hinausgewiesen. Endlich fanden sie in einem entfernten Lande Unterkommen, mußten sich aber zu so schweren Arbeiten verpflichten, daß viele dabei starben und andere flüchtig wurden, um das Elend ihrer Brüder nicht länger mit ansehen zu müssen; so auch der König. — Nachdem er das erzählt hatte, seufzte der kleine Mann und meinte, es gebe wohl kein unglücklicheres Geschöpf als einen Fürsten, dessen ganzes Volk zugrunde gehe und der nichts dagegen tun könne.

Auch der Prinz erkannte teilnehmend an, daß ein hartes Geschick den Zwergenkönig betroffen habe, bemerkte jedoch, sein eigenes Los sei nicht minder grausam und trug seine Leidensgeschichte vor. Anfangs hörte der Zwergenkönig mit trübem Blick zu, aber allmählich erhellte sich sein Gesicht, zuletzt lächelte er ganz vergnügt, und als der Prinz, dem dies entgangen war, geendigt hatte, da sprang der kleine Mann auf, schlug die Hände zusammen und rief mit jubelndem Tone: „Prinz, freue dich, jetzt sind wir beide gerettet!“ — Ob dieses unerwarteten Ausrufs sah der Prinz den Kleinen beinahe erschrocken an und dachte nicht anderes, als daß dieser den Verstand verloren habe. Allein der Zwergenkönig hatte nicht ohne Grund gesprochen und begann nun, seine Absicht klar und deutlich auseinanderzusetzen. Er meinte, die Prinzessin habe nur deshalb in ihre Heimat zurückkehren müssen, weil ein lichtgewohntes Mondkind den Anblick schwarzer Felsen auf die Dauer nicht ertragen könne; wenn die Berge des Alpenreiches dieselbe helle Farbe trügen wie jene auf dem Monde, so wäre die Prinzessin nimmermehr von Heimweh befallen worden; nun seien aber die kleinen Salwáns findige und geschickte Leute, und sie wollten sich gerne verpflichten, unzählige dunkle Hochgipfel von oben bis unten mit dem Weiß der Mondlandschaft zu bekleiden, falls sie vom Könige dieses Alpenreiches die Erlaubnis erhielten, daselbst für alle Zeiten unbehelligt wohnen zu dürfen; auf solche Weise könne beiden geholfen werden, dem Prinzen und dem Volk der Zwerge.

Bald staunend, bald ungläubig hatte der Prinz dieser verheißungsvollen Rede gelauscht, und nun bemerkte er, es würde ihm wohl nicht schwerfallen, den Salwáns die Erlaubnis zum Aufenthalt im Reiche zu erwirken, allein er begreife nicht, wie diese es anfangen wollten, eine dunkle Bergwand weiß zu machen. Da lächelte der Zwergenkönig überlegen und meinte, der Prinz möge dieserthalben beruhigt sein, denn die Zwerge hätten schon Schwereres zustande gebracht. Nun zauderte der Prinz

nicht länger und forderte den kleinen Mann auf, sich mit ihm zu Hofe zu begeben. Der Salwán war es zufrieden, und weil auch das Unwetter nachgelassen hatte, so verließen sie unverweilt die Höhle und machten sich gemeinsam auf den Weg. Zwei Tage lang mußten sie durch menschenleere Einöden wandern, bis sie endlich ins Haupttal kamen und das Schloß erreichten.

Der alte König zeigte sich sehr erfreut über die Rückkehr seines Sohnes, allein die Wünsche, welche dieser und sein Begleiter vorbrachten, muteten den Herrscher seltsam an. Das Aussehen der Felsgipfel hielt er für belanglos, doch glaubte er die Einwanderung eines fremden Volkes nicht zugeben zu dürfen; erst als der Fürst der Salwáns erklärte, sie würden niemals auf die üppigen Talgründe und Wiesen und Äcker Anspruch erheben, sondern sich mit dem Aufenthalt in den Wäldern und Felswildnissen begnügen, da gaben der Alpenkönig und seine Räte ihre Zustimmung. Das Übereinkommen wurde verbrieft, und beide Teile schworen, es getreulich einzuhalten.

Frohlockend reiste der Zwergenkönig unverzüglich wieder ab, um sein schwergeprüftes Volk aufzusuchen und ihm die gute Nachricht zu überbringen. Einige Tage später sah man die abgehärmten kleinen Leute in langen Zügen die Reichsgrenzen überschreiten und sich den Hochbergen zuwenden\*. Nachdem sie im Geklüfte, hinter Wasserfällen und unter Überhängen ihre Behausungen gewählt hatten, ließ der Zwergenkönig dem Prinzen mitteilen, daß die Salwáns am nächsten Abend mit ihrer vertragsmäßig übernommenen Arbeit beginnen würden. Der Prinz, welcher seine erwartungsvolle Ungeduld kaum zu meistern vermochte, wurde gleichwohl von Zweifeln geplagt, denn es schien ihm unmöglich, daß die Zwerge ihre Aufgabe lösen könnten.

Er begab sich auf einen der höchsten Berggipfel und wartete den Abend ab. Kaum war der Mond aufgegangen, so erschienen sieben Sal-

---

\* An dieser Stelle machte ein Fassaner, mit dem ich 1905 in Delba sprach, folgende Einschaltung: „Ein alter Mann, der in der Nähe einer auffälligen Brücke wohnte, hörte während einer ganzen Nacht die Schritte von vielen Leuten auf der Brückenbahn und wunderte sich, daß diese standhielt; er wußte freilich nicht, daß die Hinübergehenden nur Zwerge waren.“ — Damit vergleiche man die niedersächsische Sage vom Abzug der Zwerge, wo es heißt: Erst waren sie gut, dann wurden sie boshaft, „man weiß nicht, weshalb“. Nun begannen die Leute sie zu fangen. Eines Abends versammelten sich die Zwerge unter einer Linde, „klagten gewaltig über das undankbare Menschengeschlecht, begehrten die Auslieferung ihrer gefangenen Brüder und versprachen dafür, aus den Gebirgen zu ziehen. Das geschah. Und eine ganze Nacht hindurch hörten die Bauern das Getrappel der kleinen, abziehenden Zwerglein auf der Brücke“. (So nach Herrm. Harrys „Volkssagen, Märchen und Legenden Niedersachsens“, Celle 1840, 2. Teil, S. 75 f.)

wáns, die sich in einem Kreise aufstellten und anfangen, allerhand seltsame haschende Griffe zu tun; die kleinen Hände fuhren durcheinander wie die Wellen eines Sturzbaches. Staunend gewahrte der Prinz dieses Treiben; endlich fragte er die Männchen, was sie damit bezweckten. Darauf erwiderten sie, daß sie im Begriffe seien, das Mondlicht zu spinnen; und richtig — nach einiger Zeit wurde im Mittelpunkt des Kreises ein Knäuel sichtbar, der einen milden, aber andauernden Glanz ausstrahlte. Emsig arbeiteten die Zwerge: der Knäuel wuchs und ward zu einem großen Bündel. Unverwandt schaute der Prinz den sieben fleißigen Leutchen zu, während Stunde um Stunde verrann. Von ungefähr richtete er endlich seinen Blick auch in die Ferne und siehe da — auf jeder Hochzinne des Reiches erglühete ein heller Punkt; überall standen Zwerge und hatten Licht gesponnen. Mit tiefer Verwunderung betrachtete der Prinz dieses herrliche Bild; es schien, als seien die Sterne auf die dunkle Gipfelfur herabgefallen. Schon waren die Täler ganz schwarz geworden und der Mond beschien nur noch die ragenden Spitzen; dann versank er weit drüben hinter langen, welligen Graten. Die Salwáns aber rasteten nicht, sondern begannen unverweilt mit einer weiteren Arbeit: sie zupften ihre Lichtbündel auseinander und zogen die glänzenden Fäden vom Gipfel über die Abhänge herunter; dann gingen sie um den Berg herum und hüllten ihn allmählich in ein Lichtnetz ein; als jede Kante und Spitze übersponnen war, wurden die Maschen enger gezogen, bis endlich alle dunklen Flächen verschwanden und das ganze Gelände gleichmäßig einen matten Schimmer ausstrahlte.

Am nächsten Morgen wollte in den Tälern unten niemand seinen Augen trauen, denn die ringsum aufragenden, ehemals so finsternen Hochzinnen sahen jetzt ganz bleich aus, und ihre helle Farbe stand in seltsamem Gegensatze zu dem schwarz gebliebenen Berggewirre jenseits der Landesgrenzen; während einer einzigen Nacht hatten die Zwerge sämtliche Felsgipfel des Reiches mit dem Weiß der Mondlandschaft überzogen.

Als der Prinz hochbefriedigt im Schlosse eintraf, wurde ihm ein Bote vorgeführt, welcher eine traurige Nachricht zu überbringen hatte. Der Mondkönig ließ dem Prinzen mitteilen, daß die Prinzessin lebensgefährlich erkrankt sei und den Wunsch ausgedrückt habe, noch einmal ihren Gemahl zu sehen. Der Prinz entgegnete kein Wort, als der Bote aber abreiste, war der Prinz sein Begleiter. Kaum auf dem Monde angekommen, eilten sie dem schimmernden königlichen Schlosse zu. Im Vorsaal sagte man dem Prinzen, daß seine Gemahlin dem Tode nahe sei; allein er stürzte zu ihr hinein und rief ihr zu; sie dürfe nicht sterben — jetzt, wo alles Leid ein Ende habe; die Felsengipfel seines Reiches glänzten wie

die Mondberge; sie müsse wieder mit ihm auf die Erde kommen; er habe eine weiße Welt für sie vorbereitet, wo sie sich nie mehr in Lichtsehnsucht verzehren werde, denn jede seiner heimatlichen Hochzinnen sei zu einer steinernen Flamme geworden, die leuchtend in die Wolken lodre.

Diese hoffnungsvollen, glückverheißenden Worte weckten von neuem die Lebensgeister der Prinzessin, und bald zeigte sich's, daß sie ihrer Genesung entgegenging. Schon nach kurzer Zeit konnte der Prinz seine Gemahlin auf die Erde zurückführen. Und wie freudig staunte die dem Tod entrissene Fürstin, als sie die glanzdurchwogte Landschaft sah: Der lachende Alpengarten vereinigte in seinen bleichen Felsen, grünen Wiesen und bunten Blumen die lichten Gefilde des Mondes mit der reichen Farbenpracht der Erde. Nie wieder wurde die Mondtochter von Heimweh erfaßt, denn nun war es ja in dem Lande der bleichen Berge schöner als in ihrer Heimat.

\*

Die bleichen Berge stehen noch heute und man nennt sie die *Dolomiten*. Das Königreich als solches ist längst zerfallen, doch die Salwáns hausen noch immer in den Felswildnissen und Wäldern.

Aber nicht nur ein zaubervoller Glanz haftet noch an den bleichen Hochzinnen, auch das tiefe Heimweh jener Mondprinzessin geht noch von ihnen aus: denn wer einmal unter ihnen geweilt hat, den zieht ein namenloses Sehnen immer wieder zu den Wundern der lichtumgürteten Dolomiten.

*Bemerkung*: In dem alten deutschen Gedichte „Dietrichs erste Ausfahrt“ ist von einer Königin Virginal die Rede, die im Hochgebirge geherrscht habe. Es heißt dann:

sie het gehaust in einen perk,  
den hetten ir die edlen zwerk  
mit silber weis geziret . . . .

Da ein mit Silber gezielter Berg wohl keinen Sinn hat, so nehme ich an, der betreffende mittelalterliche Dichter habe die Sage von den mit Mondlicht überspannenen Bergen, vielleicht in entstellter Form, gehört — und rein bildhaft in den Dietrichkreis eingebaut.

*Nachtrag*: In der Münchner „Deutschen Alpenzeitung“ (Jahrgang 1934, S. 126) schrieb *Leo Santifaller*: „Eine alte ladinische Sage erzählt, daß die Gemahlin des Dolomitenprinzen, eine Tochter des Mondkönigs, von unendlichem Heimweh nach ihren silberglänzenden Mondbergen befallen wurde; niemand konnte der armen, todkrank darniederliegenden Prinzessin helfen; da kamen die Zwerge aus den Dolomitbergen heraus, spannen in einer Vollmondnacht das Mondlicht in feine Silberfäden und überzogen damit die ganzen bis dahin dunklen Dolomiten; seither erglänzen die Dolomiten im bleichen, silberfahlen Lichte — und das große Heimweh der Prinzessin

war geheilt.“ — Auch der italienische Schriftsteller **Marte Zeni** („Leggende delle Dolomiti“, Roma 1935, S. 95 ff.) kennt die Sage von den mit Mondlicht überspannenen Dolomiten, und er bemerkt dazu, daß sie je nach der Örtlichkeit und je nach der Laune des Erzählers mannigfache Abwandlungen erleide. Die Prinzessin heißt bei ihm „Lusó di Luna“ (Mondglanz).

## Die Seelaus-Hütte

Von der Seelaus-Hütte auf der Seiser Alm wird erzählt, es habe an der Stelle, wo sie heute steht, vor Zeiten ein armer, rechtschaffener Bauer, namens Joch, in einer elenden Schupfe gehaust. Er war ein rechter Pechvogel; alles, was er anpackte, ging schief. Trieb er Vieh auf die Weide, so stürzte ihm ein Stück ab, verdingte er sich als Mäher, so brach ihm die Sense an einem Stein entzwei, und so ging es fort. Obwohl der Joch ein ganz guter und gescheiter Kerl war, kam er doch nie auf einen grünen Zweig, und eines Abends saß er in der Hütte und hatte nichts zu beißen und zu brechen. Da auf einmal ging die Tür auf, und herein trat ein landfremder Mensch in hohen Reitstiefeln, grasgrünen Kleidern und einer großen Spielhahnfeder auf dem spitzen Hut. Der Bauer bewillkommnete den Fremden, meinte aber, mit dem Abendessen könne er nicht aufwarten, weil er gar nichts habe.

„Tut nichts“, versetzte der Fremde, langte einen Sack vom Rücken und holte daraus Schinken, Brot sowie mehrere Weinflaschen hervor. Darauf lud er den Bauer ein, brav mitzuhaltan, und das ließ sich dieser nicht zweimal sagen. Man aß und trank und plauderte, und dabei klagte der Joch dem freigebigen Fremden, daß er so arm sei und so viel entbehren müsse. „Na, wenn dir sonst nichts fehlt“, sagte der Unbekannte, „da kann geholfen werden.“ Flugs griff er in die Tasche und brachte etliche Dutzend blitzblanke Dukaten zum Vorschein.

„Heiliger Himmel! So viel Geld!“ rief der Bauer ganz erstaunt. Aber kaum hatte er die Worte „Heiliger Himmel“ ausgesprochen, so stieß der Fremde einen furchtbaren Schrei aus, und auf der Stirne wuchsen ihm zwei Hörner — denn der Fremde war der Teufel. Bei diesem Anblick erschrak der Bauer wohl ein wenig, allein er hatte schon von des Teufels Wein getrunken, und so fuhr er denn fort, mit dem Teufel zu plaudern und sich mit ihm zu unterhalten. Als der gute Joch endlich in der „richtigen“ Stimmung war, da zog der Grünrock einen sauber geschriebenen Vertrag hervor und zwang den armen Kerl, dieses unheimliche Schriftstück zu unterzeichnen, wobei er ihm die Hand führte. Darauf legte der Böse hundert Dukaten auf den Tisch und entfernte sich. In dem Vertrage

aber stand, der Bauer müsse dieses Geld in fünf Jahren wieder zurückzahlen, sonst sei es mit seiner Seele aus; denn nach zehn Jahren, und zwar an demselben Tage, an dem der Vertrag unterzeichnet wurde, werde genau um Mitternacht der Teufel kommen und ihn holen. — Am nächsten Morgen, als der Joch wieder nüchtern war, fand er auf seinem Tisch die hundert Dukaten und das Schriftstück. — —

„Friedlich sind fünf gute Jahr<sup>4</sup> vergangen;  
da hört eines Nachts der Joch mit Bangen  
schleifend durch den Schnee gar leise Tritte:  
plötzlich steht der Grüne in der Hütte.“

Erika Woge \*

Fünf Jahre waren herum und das Geld war auch herum. Der Joch hatte sich eine schöne neue Hütte gebaut und zahlreiches Vieh angeschafft. Gemütlich saß er eines Abends vor der Türe und rauchte ein gutes Pfeifchen. Da kam der Teufel des Weges und verlangte sein Geld.

„Hundert Dukaten bring ich nicht zusammen“, versetzte der Bauer, „woher nehmen und nicht stehlen?“

„Mir kann's recht sein“, sagte darauf der Teufel, „in fünf Jahren komm ich wieder, aber dann ist's mit deiner Seele aus.“ Und er ging.

Abermals waren fünf Jahre herum, nur noch einige Tage fehlten und der Joch befand sich in ziemlich gedrückter Stimmung. Auch diese Tage schwanden und es kam der letzte. Nun war guter Rat teuer. Der Joch stand im Spitzbühelwald und hackte Holz. Unzählige Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber er verwarf sie alle wieder, denn keiner brachte Rettung. Sinnend saß er auf einem Holzstock und dachte lange nach. Endlich, als ihm nichts Gescheites einfallen wollte, sprang er auf, um heimzugehen. Dabei bemerkte er, daß ihm das Beil abhanden gekommen war, und wie er so suchend um sich blickte, sah er ein Nörgele (Bergzweig), welches mit dem Beil in der Hand schnell hinter den nächsten Baumstumpf schlüpfte. Flugs rannte der Bauer hinzu, packte den Zwerg beim Kragen und rief:

„Du Lump, du! Was hast du mit meinem Beil zu schaffen, ha?“

„Ich brauch's nur einen Augenblick“, sagte der Kleine, „dann geb ich's wieder her.“

„Zu was brauchst du ein Beil? — Man erzählt von euch Nörgelen, daß ihr so geschickt seid und euch überall zu helfen wißt, und jetzt habt ihr nicht einmal ein gewöhnliches Beil?“

Da lachte das Nörgele und meinte:

---

\* Bemerkst sei, daß die Dichterin Erika Woge (Rudolstadt) verschiedene unserer Sagen als Balladen gestaltet hat, aus denen hier ab und zu einige Stellen wiedergegeben werden.

„Wir wissen uns schon immer zu helfen, aber große Leute gibt's, die sich vom Teufel anführen lassen und dann keinen Ausweg finden.“

„Wie zu helfen ist, will ich dir sagen:  
mußt dem Teufel halt ein Schnippchen schlagen;  
kannst ihn bei der eignen Schwäche fassen,  
denn vergeblich ist er ohne Maßen.“

Erika Woge

„Oho!“ brummte der Bauer, „da könntest du auch keinen Ausweg finden, und wenn du noch viel gescheiter wärest als du bist.“

„Glaubst du?“ versetzte der Zwerg; „ich will dir etwas sagen: wenn der Teufel in einem Hause eine Seele geholt hat, so schreibt er über die Türe des Hauses die Worte ‚Seel' aus‘, und das tut er, damit er nicht aus Irrtum in der nächsten Nacht wieder ins Haus komme, denn manchmal hat der Teufel viel zu tun, und dann ist er sehr vergeblich. Die Worte ‚Seel' aus‘ aber schreibt er in einer Schrift, die nur von Zwergen und Sönnatagskindern verstanden wird, daher kommt's, daß die meisten Menschen von diesem Brauch des Teufels gar nichts wissen.“

„Himmelsakra!“ fluchte der Bauer, „was nutzt mir denn das? Wenn der Schwarze meine Seele geholt hat, dann soll er schreiben, was er will.“

„Aber siehst du denn nicht ein“, entgegnete das Nörgele, „daß du dich auf diese Weise retten kannst? — Wenn du selber zu ungeschickt bist, so will ich dir helfen, aber du mußt mir dafür das Beil schenken.“

Bei diesen Worten schöpfte der Joch wieder etwas Hoffnung; er hatte viel von der Schlaueheit der Zwerge gehört und ging auf den Vorschlag des Kleinen ein. Die beiden begaben sich miteinander in die Hütte; hier nahm der Zwerg ein Stück Kohle vom Herde, trat dann hinaus vor die Türe, ließ sich von dem Bauer in die Höhe heben und schrieb in großen Zügen oben auf die Bretter „Seel' aus“. Darauf warteten die zwei Verbündeten das Weitere ab. Als der Abend anbrach, lag der Joch in Todesangst auf seinem Strohsack, das Nörgele aber stand hinter der Haustür und guckte zum Schlüsselloch hinaus. Schlag zwölf Uhr mitternachts kam der Teufel; er trug einen großen Sack voll sündiger Seelen, die er da und dort aufgelesen, auf dem Buckel. Einige Schritte vor der Tür blieb er stehen und sagte mit schnarrender Stimme:

Zehn lange Jahre sind es her,  
da gab ich dir Dukaten schwer,  
nun ist's mit deiner Seele aus,  
sie muß mit mir ins Höllenhaus.

Allein flugs gab der Zwerg durchs Schlüsselloch die Antwort:

Du riefst sie gestern schon heraus  
und machtest dir ein Futter draus,  
drum laß uns heute nur in Ruh',  
gedankenloser Teufel, du!

Der Teufel war ob dieser Worte ganz verduzt und wollte nicht recht glauben, daß er sich geirrt habe, als er aber näher kam und über der Türe die Worte „Seel' aus“ bemerkte, da glaubte er es und machte sich davon.

„Kriecht der Joch hervor aus dem Verstecke,  
bringt dann Brot und Wein zur Ofenecke,  
tischt dem Wichtlein auf von guten Gaben,  
und die beiden sich vergnüglich laben. —  
Mit dem Beil hüpf't singend fort der Kleine  
durch den Schnee zum Wald im Mondenscheine.“

Erika Woge

In seiner großen Freude vergaß der Bauer am anderen Morgen, die beiden Worte wegzulöschen, so daß vorübergehende Leute, unter denen sich auch Sonntagskinder befanden, jene Worte sahen und lasen. Auf diese Weise entstand der Name, und die Hütte heißt bis auf den heutigen Tag die „Seelaus-Hütte“\*.

## Das Wasserrinnen-Tal

(La Val da la Salyèryes)

Wenn man zu den Almweiden von Tschisles hinaufgeht, so hat man vor sich die Geislerspitzen mit allen ihren Schrecknissen. Links ragen die stolzen Fermèdatürme, in der Mitte klapft die Mittagsscharte, rechts erheben sich die wuchtigen Gipfel des Saß Rigàis, der Furketta und des Saß da la Porta. Wilde Zacken und Felsnadeln, geborstene Gratschneiden und absturzdrohende Wandvorsprünge zeichnen sich starr gegen den Himmel ab. Zwischen den steinernen Ungeheuern aber gähnen die dunklen Schlünde des Wasserrinnen-Tales, des Wassertales und anderer Schar ten und Schluchten. Ehedem, als noch keine Bergsteiger hierherkamen, galt diese Einöde für unheimlich; man behauptete, daß da schon allerlei Seltsames gesehen und gefunden worden sei und erzählte sich darüber merkwürdige Geschichten. Im Wasserrinnen-Tal z. B. konnte man noch

---

\*Vgl. die kurze, aber geschickte Darstellung dieser Sage durch Josephine Sturm im „Schlern“ 1928, S. 106.

vor kurzem die Reste einer uralten Wasserleitung erkennen, und daran knüpften die Einheimischen folgende Sage:

Einst kam ein fremder Mann nach Gröden und brachte viele Rinder mit, die er auf die Gemeindealmen treiben wollte. Aber man erlaubte es ihm nicht, weil er kein Grödner war. Wie er nun weiter talaufwärts ging und überall abgewiesen wurde, riet ihm ein boshafter Spaßmacher, er möge sein Vieh gegen die Fermèda hinauftreiben, da seien herrliche Almen, die niemandem gehörten. Der Fremde glaubte es und befolgte den Rat; es war aber alles eine ungute Steinlahne von den Fermèdatürmen bis hinunter in das Tal; nur spärliche Halme sproßten einzeln aus dem dünnen Schutt. Bei diesem Anblick begriff der Fremde, daß er da oben mit seiner Herde nicht bleiben könne und trieb sie vorwärts gegen die Mittagsscharte. Die Rinder waren durstig und konnten fast nicht mehr weiter, der Mann stieg also allein zur Scharte hinauf, und weil sie ihm zu steil schien, versuchte er es mit einer anderen. Allein die Schlucht wurde immer enger, und himmelhohe Wände wuchsen rechts und links empor. Schon wollte der Mann umkehren, als er eine Höhle erblickte, in der eine junge Gana \* saß. Da dachte er, die werde es wohl wissen, und fragte sie, ob es in der Nähe einen Übergang gäbe. Doch die Wilde verneinte es, und dann begann sie selbst ihn zu fragen, wer er sei und was ihn da hergeführt habe. Der Fremde erzählte es ihr und meinte schließlich, sein Vieh mache ihm große Sorgen, denn es stehe unten auf der Lahn und könne nicht mehr weiter vor Durst und Hitze. Da erhob sich die Gana, winkte dem Fremden, ihr zu folgen, und führte ihn über abgestürzte Blöcke und durch schauerliche Klüfte bis zu einem mächtigen Tore, das mit erzenen Balken verriegelt war; sie hieß ihn diese Balken zurückziehen, und kaum hatte er es getan, so brauste ein wilder Bach hervor, der schäumend durch die Schlucht hinausfloß auf das Steingeröll der Lahn. Die müden Tiere aber tranken von der klaren Flut und wurden wieder frisch und munter. Am anderen Tage konnten sie gar schon weiden, denn die großen Trümmerhaufen hatten sich mit feinem Rasen überzogen. Und siehe da — nach einer Woche war aus der weiten Steinwüste eine wunderschöne Alm geworden. Das hatte der Bergbach gemacht, der noch immer aus dem Hochgeklüfte herabrann. Nun baute sich der fremde Mann einen Stall und eine Hütte und lebte in guter Ruh mit seiner Herde. Jeden Tag zweimal aber kam die Gana und machte Butter und Käse wie eine richtige Sennerin. Das ging so fort bis zum Herbst; da zog der Mann mit seinen wohlgenährten Rindern ins Tal hin-

---

\* Gânes heißen die weiblichen Salwâns; in Ampezzo werden sie Anguânes genannt.

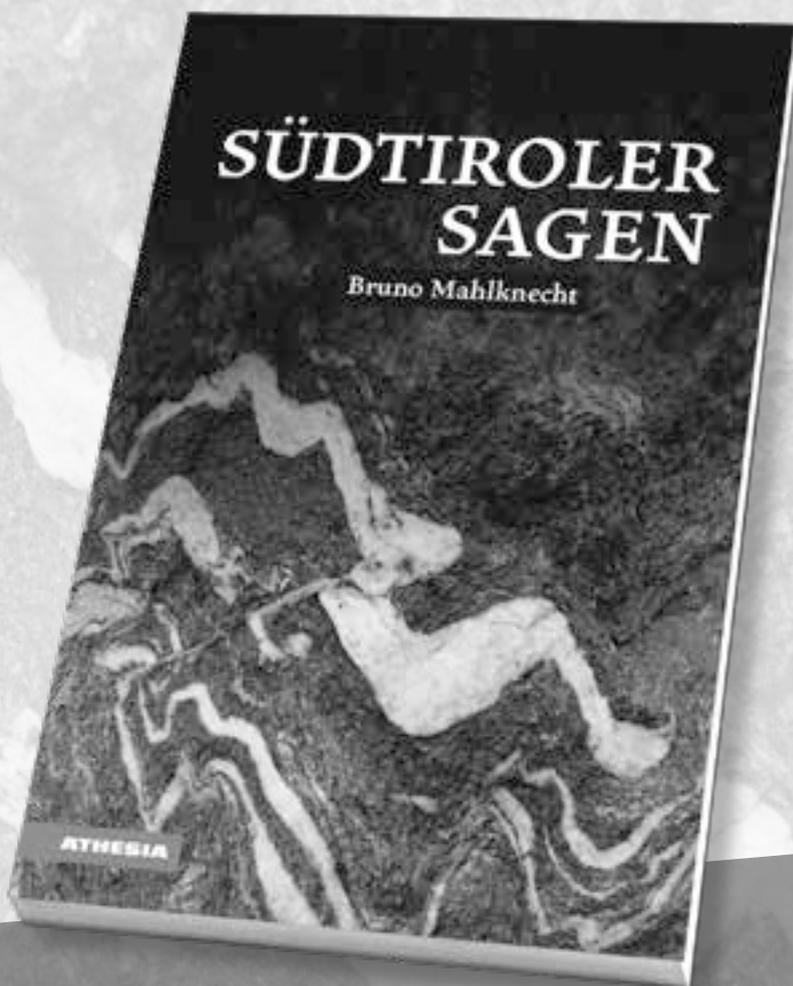
unter, um zu überwintern. Die Leute erzählten sich voll Neid, daß er allein eine große Alm besitze und betrachteten staunend sein schönes Vieh. So war der fremde Mann gar angesehen, und im Fasching heiratete er die Tochter eines Bauern. Und als die Tage lang wurden und die Almen wieder grünten, begab er sich mit seinem Weibe und seiner Herde hinauf zum Fuße der Fermèda. Da standen Hütte und Stall in bester Ordnung und auch innen war alles so sauber gescheuert und hergerichtet, daß die Frau ihre Freude daran hatte. Als sie aber abends in den Stall hinüberging, fand sie da die Gana, die sich mit den Kühen zu schaffen machte. Das verdroß die Frau, und mit Schimpfreden jagte sie das fremde Weib hinaus. Die Gana floh, ohne ein Wort zu erwidern, als sie jedoch die Felsen erreicht hatte, drehte sie sich um und verwünschte die Alm. Bald darauf bemerkte der Mann, daß der belebende Bach, der aus der Schlucht herausflutete und die Alm überrieselte, nicht mehr so reichlich floß wie im Vorjahre, ja daß er von Tag zu Tag schwächer wurde. Der Mann ging also in die Schlucht hinauf, um nachzusehen, woran das läge, allein wie sehr er auch umhersuchte, er konnte das Tor mit den erzenen Balken nicht mehr finden. Nur spärliches Wasser sah er durch die Steine rinnen und allmählich im Geröll versickern. Als er auf die Alm zurückkehrte, schien sie ihm schon beinahe trocken, und nach etlichen Tagen war sie völlig dürr. Nur oben in der Schlucht rieselte fort und fort ein kleiner Bach, aber ehe er die Alm erreichte, versiegte er im Schutt. Da beschloß der Mann, eine Wasserleitung anzulegen; er höhle Bäume aus, schob sie ineinander und leitete das Wasser darin aus der Felsschlucht bis zu seiner Hütte. So blieb es nun viele Jahre lang, schönes Gras wuchs auf der ganzen Alm und Rinder und Schafe gediehen vortrefflich. Aber endlich zeigte sich's doch, daß die Leitung nicht mehr so viel Wasser führte wie einst. Zuletzt floß es nur noch wie aus einer Brunnenröhre und schließlich ging es aus. Nun räumte man die Leitung weg, nur ganz oben zwischen den Felsen blieb sie liegen, darum heißt jene Schlucht „Wasserrinnen-Tal“, Val da la Salyèryes.

Heute stehen auf den Almflächen unter den Fermèdetürmen verschiedene Schwaigen und Hütten und viel Vieh weidet da herum; aber oben bei den Quellen des Tschisles-Baches und rings um die Montischella sieht man lauter Trümmerhalden, die sich stetig ausbreiten, und in absehbarer Zeit wird wieder alles eine Steinlahne sein, vom Fuße der Fermèdatürme bis hinunter in das Tal.

## KARL FELIX WOLFF



wurde als Sohn eines altösterreichischen, aus Troppau gebürtigen Offiziers und einer aus ladinischem Nonsberger Adel stammenden Mutter 1879 in Karlstadt in Kroatien geboren, lebte aber schon seit 1881 ununterbrochen in Bozen, bis zu seinem Tod im Jahr 1966. Für sein Lebenswerk und insbesondere für seine Verdienste in der Räterforschung wurde ihm 1957 die Ehrenmitgliedschaft der Universität Innsbruck zuerkannt, und drei Jahre später wurde ihm als erstem Träger der Kulturpreis »Walther von der Vogelweide« verliehen.



Dieses Buch bietet eine umfassende Auswahl aus dem reichen Schatz der Südtiroler Sagen, die nach den Regionen des Landes angeordnet sind. Innerhalb der einzelnen Gebiete sind die Sagen nach Sachgebieten geordnet: von Legenden, Kirchenbau- und Glockensagen über verschiedene Frevel und Geistergeschichten hin zu Schlangen-, Teufels- und Hexensagen, Drachen-, Riesen-, Zwergen- und Saligensagen, Bergwerkssagen, Schatzsagen, Schlossgeschichten und Sagen um Gewässer, Pestsagen und verschiedenen ätiologischen, »historischen« und noch anderen Sagen. Ein umfangreiches Orts- und Personenregister ergänzt diese Sammlung von Südtiroler Sagen.

Es ist der Verdienst des großen Forschers Karl Felix Wolff, dass die Sagen, die sich die Menschen im Land der bleichen Berge erzählt haben, aufgeschrieben wurden. In mühevoller Kleinarbeit hat er sie vor rund hundert Jahren gesammelt. Die Sagen erklären, warum die Dolomiten bleich sind, sie erzählen vom Aufstieg und Untergang des Fanesreiches, von Moltína und Dolasílla, von Spina de Mul und Ey de Nèt. Sie erzählen von den Kindern der Sonne, von Soreghìna, von der Nachtigall am Langkofel und vom Zöllner in Karneid. Die Dolomitensagen von Karl Felix Wolff sind Blumen und Blüten der Stille, der Vergangenheit, in der Einsamkeit bleicher Felsen und blumenübersäter Almen gepflückt. Und wenn auch die Dolomitensagen der Form nach Prosa sind, so sind sie doch von einem poetischen Zauber durchwoben, der nicht nur in ihnen, sondern auch in der Landschaft liegt, die ihre Heimat ist. Der Kenner der Dolomiten findet fast alle ihm vertrauten Ausblicke und Naturstimmungen in den Sagen verwoben.

ISBN 978-88-6839-399-1



9 788868 393991

[athesia-tappeiner.com](http://athesia-tappeiner.com)

32 € (I/D/A)